

# Atlantische Obsessionen

## Über das Verhältnis zwischen Frankreich und den USA

Thomas Siemes\*



Schon 1936 stellte André Siegfried in der Zeitschrift *Politique étrangère* fest, dass die französisch-amerikanischen Beziehungen „Jahreszeiten“ gleichen: angenehme Sommer wechseln sich mit frostig kalten Wintern ab. Auch der von „Sarko, l'Américain“ eingeleitete „Frühling“ im Verhältnis von Washington und Paris wird deshalb nicht von Dauer sein.

### Pour un Traité La Fayette

Chaque mandat présidentiel en France commence par une phase d'euphorie dans les relations avec les Etats-Unis, mais s'achève dans un climat de confrontation.

L'auteur de cette analyse revient sur ce phénomène constaté avec tous les présidents de la 5<sup>e</sup> République. Les relations bilatérales entre Paris et Washington semblent pouvoir se résumer à la formule lancée en son temps par l'ancien ministre des Affaires étrangères, Hubert Védrine : « *Amis, alliés, pas alignés* ». L'auteur suggère en conclusion de ses observations la signature d'un traité La Fayette, par analogie au Traité de l'Elysée, qui a scellé la réconciliation franco-allemande (sans supprimer pour autant les malentendus). Rééd.

*meisten Franzosen.*“ Dieser Mann, auf dem die Hoffnungen für einen Neustart in den von Konflikten über die zukünftige Weltordnung angespannten Beziehungen ruhten, war ... Jacques Chirac, in dessen Amtszeit sich über den Irak die wohl schwerste Krise im französisch-amerikanischen Verhältnis ereignen sollte.

Jede Präsidentschaft in der Fünften Republik begann für das Verhältnis zwischen Paris und Washington zunächst positiv, endete dann aber in Konfrontationen. Jeder neu ins Amt gekommene Präsident unternahm einen unbelasteten Neustart, um die Beziehungen zu verbessern und Frankreich zum verlässlichen Partner Amerikas zu machen. Es gelang jedoch nie, diese guten Vorsätze durchzuhalten. Jeder Neubeginn führte zu überhöhten Erwartungen und zu Enttäuschungen und wieder zu Krisen, wenn es zu Meinungs- und Interessensunterschieden kam.

Der Beginn dieses Wechsels von Nähe und Distanz war bereits bei **Charles de Gaulle** zu beobachten. Obwohl im Rückblick vor allem die Krisen in Erinnerung blieben, war er zunächst bemüht nach der Suez-Krise 1956 wieder stabile Beziehungen zu etablieren. In der Kuba-Krise 1962 stand er an der Seite der USA. Gleichzeitig versuchte er aber die außen- und sicherheitspolitische Unabhängigkeit Frankreichs zu wahren, und entschied sich deshalb 1966 zum Austritt aus der militärischen Struktur der NATO, aber nicht

Die Begeisterung über den neuen Präsidenten war groß: Die Medien sahen in ihm „den *amerikanischsten aller französischen Präsidenten*“. Ein US-Politiker schwärmte, er habe in Paris diesen „*einzigartigen Amerikaner mit französischem Akzent kennengelernt*“, der in einer Bierbrauerei in St. Louis und in einem Restaurant in Boston gearbeitet und Artikel für eine Zeitung in New Orleans geschrieben hatte. Er selbst sagte über sich: „*Ich mag die USA sehr und kenne sie besser als die*

\* Thomas Siemes ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Vergleichende Regierungslehre der Universität Trier.

der politischen Allianz. Sein Nachfolger **Georges Pompidou** wollte die Streitigkeiten beilegen und vereinbarte mit Richard Nixon unter anderem eine nukleare Kooperation im militärischen Bereich. Zum Ende seiner Amtszeit häuften sich allerdings wieder die Irritationen, beispielsweise über den Nahen Osten oder das *Year of Europe* 1973.

Auch der erste Nicht-Gaullist im Amt, **Valéry Giscard d'Estaing**, war bemüht, die Beziehungen zu verbessern und entwickelte eine gute Arbeitsbeziehung mit Gerald Ford und Jimmy Carter. Gegen Ende seiner Amtszeit häuften sich wegen der Reaktion Washingtons auf den sowjetischen Einmarsch in Afghanistan und die Stationierung von SS-20-Raketen jedoch die Konflikte.

Der Sozialist **François Mitterrand** dagegen unterstützte die Nachrüstungspolitik Ronald Reagans. Doch der positive Beginn verblasste rasch angesichts von Spannungen über die Nahostpolitik, Handelsfragen oder das amerikanische *Star-Wars*-Programm zur Raketenabwehr (SDI). Unter Reagans Nachfolger George H. W. Bush kam es zu Konflikten über die zukünftige transatlantische Sicherheitsarchitektur und eine von Paris angestrebte europäische Verteidigungsidentität.

**Jacques Chirac** brach hier wiederum mit der Politik seines Vorgängers und bot eine Wiederbelebung und Normalisierung der Beziehungen zur NATO und den USA an. Diese Annäherung scheiterte zwar an der fehlenden amerikanischen Bereitschaft, die geforderte Neugestaltung der NATO durchzuführen; die guten Beziehungen wurden aber zunächst nicht grundsätzlich in Frage gestellt. Nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 war Chirac der erste Staatschef, der nach New York reiste und den USA die Solidarität Frankreichs versicherte. Wie schon in vorausgegangenen Krisen stand Frankreich auch im beginnenden „Krieg gegen den Terror“ an der Seite seines Verbündeten. Ausdruck für diese Solidarität mit den USA wurde ein Leitartikel von *Le Monde* mit dem Titel „*Wir sind alle Amerikaner*“. Doch die Sympathie und Unterstützung schwand zu-

nehmend, als die weiterführenden Pläne neokon-servativer Kreise und das unilaterale Handeln der amerikanischen Regierung deutlich wurden. Die Auseinandersetzung über den Umgang mit dem „Schurkenstaat“ Irak führte schließlich zur schwersten Krise der französisch-amerikanischen Beziehungen seit 1966. Während Washington einen Militärschlag gegen den Irak forderte, sprach sich Paris für eine Fortsetzung der Waffeninspektionen aus und drohte im März 2003 sogar mit einem Veto gegen eine UN-Resolution, die eine Irak-Invasion legitimieren sollte. Trotz internationalen Widerstandes marschierten die USA und ihre Verbündeten am 20. März in den Irak ein.

Diese Konfrontation hinterließ tiefe Spuren im Verhältnis zwischen Paris und Washington: In

### „Jede Präsidentschaft in der Fünften Republik begann für das Verhältnis zwischen Paris und Washington zunächst positiv.“

Frankreich verstärkten die Haltung der Bush-Administration und die Entwicklung im Irak, vor allem der fehlende Nachweis irakischer Massenvernichtungswaffen, die als Hauptgrund für die Invasion angeführt wurden, anti-amerikanische Ressentiments. In den USA kündigte die Sicherheitsberaterin Condoleezza Rice

an, „*Frankreich zu bestrafen, Deutschland zu ignorieren und Russland zu verzeihen*“. Zudem war die Auseinandersetzung anders als in der Vergangenheit nicht auf die politische Ebene beschränkt geblieben. In der Folge des Schocks von „9/11“ und der scheinbar akuten Bedrohung durch den Irak bekam der Konflikt mit Paris für die Amerikaner eine starke emotionale Komponente. Die Haltung Frankreichs wurde vielfach als heimtückischer Verrat gewertet. Die öffentliche Meinung wandte sich in einem bisher nie gekannten Ausmaß gegen Frankreich. So bemerkte die *New York Times*: „*Wir Amerikaner müssen uns über etwas im Klaren sein. Frankreich ist nicht einfach unser unbequemer Verbündeter. Es ist nicht einfach unser neidischer Rivale. Frankreich wird zu unserem Feind.*“ Die *New York Post* lästerte über „*käsefressende Kapitulations-Affen*“, die „*Sauerkraut zum Frühstück, Mittag- und Abendessen bekommen würden, wenn wir sie nicht befreit hätten*“.

Doch trotz aller Aufregung um „*freedom fries*“, kam noch unter Bush und Chirac eine vorsichti-

ge Annäherung in Gang. Die Arbeitsbeziehungen waren während der Krise – wenn auch diskret – aufrechterhalten worden. Frankreich engagierte sich weiterhin in Afghanistan, tauschte Geheimdienstinformationen aus und kooperierte bei der Bearbeitung internationaler Krisen mit den USA. Auch die wirtschaftlichen Beziehungen blieben intakt. Für einen wirklichen Neubeginn bedurfte es jedoch erst eines „Regimewechsels“.

### „Kuscheltherapie“

Die Präsidentschaftswahlen im Mai 2007 brachten einen Mann in den *Elysée*-Palast, der seine Begeisterung für die USA nie verheimlicht hatte und ihnen noch am Wahlabend die französische Freundschaft versicherte. Die Faszination für das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ wird klar, wenn man den Lebenslauf Sarkozys näher betrachtet. Er verkörpert den „amerikanischen Traum“, einen *self-made man*, der es durch harte Arbeit an die Spitze geschafft hat und mit seiner Politik und in seinem Auftreten typisch amerikanische Werte und Lebensweisen vertritt.

Konsequenterweise verbrachte er 2007 als erster Präsident seinen Sommerurlaub in den USA und picknickte dabei mit Bush und dessen Familie in Kennebunkport (Maine). Beim Staatsbesuch im November 2007 setzte er seine Bemühungen fort, das „Herz Amerikas dauerhaft zurückzuerobern“. Seine Rede vor dem US-Kongress geriet zur Liebeserklärung an Amerika. Praktisch zeigte er seine transatlantische Orientierung durch die Ankündigung in die Militärstruktur der NATO zurückzukehren und eine verstärkte Zusammenarbeit im Bezug auf Irak, Iran und Afghanistan. Die Unterstützung des „neuen Freundes im alten Europa“, wurde vom politisch geschwächten US-Präsidenten dankbar aufgenommen.

Allerdings zeigt sich, dass der angekündigte Bruch in der Außenpolitik sich auf den Stil und die Töne beschränkte; es werden jedoch weiterhin klassische gaullistische Vorstellungen und Ziele vertreten. So erklärte Sarkozy vor dem Kongress: „*Ich will Ihr Freund sein, Ihr Verbündeter, Ihr Partner. Aber ich will ein ebenbürtiger Freund sein, ein unabhängiger Verbündeter, ein freier Partner.*“ Eine Aussage, die an eine Formulierung des ehe-

maligen Außenministers Hubert Védryne über das Verhältnis zur „*hyperpuissance*“ erinnert: „*amis, alliés, pas alignés*“.

Die Wahrscheinlichkeit ist somit hoch, dass sich auch mit dem eher international und multilateral orientierten neuen US-Präsidenten Barack Obama bei Konflikten traditionelle Handlungsmuster und nationale Interessen in beiden Ländern durchsetzen werden. Trotz Obamas Lob für den „ersten und ältesten Verbündeten“ der USA und seinem Besuch als Tourist in Paris haben sich die Beziehungen bereits abgekühlt. Erste Begegnungen zwischen Sarkozy und Obama kamen erst relativ spät zustande und bei Obamas Reisen nach Frankreich standen Feiern historischer Ereignisse (*D-Day*, NATO-Gründung) im Vordergrund. Obama scheint noch unsicher, über die Rolle Sarkozys und dessen selbsterklärten Führungsanspruch in und für Europa. Auch der türkische EU-Beitritt, die Klimapolitik und angeblich abfällig Bemerkungen Sarkozys über Obama sorgten für erste Unstimmigkeiten.

Stellt sich abschließend die Frage, warum es überhaupt zu Konflikten zwischen beiden Ländern kommt? Für die US-Zeitschrift *Newsweek* sind beide Länder Zwillingsschwestern in einem Schönheitswettbewerb: Beide haben den universellen Anspruch Vorbild zu sein und ihr Modell in der Welt zu verbreiten. Zwar herrscht in großen Fragen und Krisenzeiten meistens Einigkeit, aber in den Details entlädt sich diese Rivalität oft in einem eigentlich harmlosen Kräfteressen. Problematisch wird diese Situation aber dadurch, dass es im Vergleich zu den deutsch-französischen Beziehungen an einer Institutionalisierung und engeren Vernetzung des Verhältnisses fehlt. Meinungs- und Interessensunterschiede zwischen Paris und Washington können nicht durch eingespielte formelle oder informelle Mechanismen (wie regelmäßige Konsultationen, Blaesheim-Prozess) bearbeitet werden, die einen ständigen Zwang zur Kooperation und Kommunikation ausüben, sondern sind vor allem vom guten Verhältnis der Hauptakteure abhängig.

Vielleicht wäre es daher nach über 200 Jahren an der Zeit, einmal über einen mit dem *Elysée*-Vertrag vergleichbaren „La Fayette-Vertrag“ nachzudenken?